

Vom erzieherischen Wert des Krieges

Autor(en): **Schurz, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit mir ist noch einer aus Rösslin mitgekommen, der hat gar noch keinen Schuß abgegeben und ist gestern morgen gleich beim Auseinanderschwärmen gefallen. Man muß hier immer wieder frischen Mut fassen und an den Tod gar nicht denken, dann geht es am allerbesten. Freuen möchte ich mich natürlich auch, wenn ich die Heimat könnte wiedersehen. Und wenn ich falle, dann verspiel ich auch nichts, denn ich habe ja noch nichts zu versorgen Muß nun schließen, denn ich habe nicht viel Zeit, denn wir haben heute eine Stadt eingenommen, die heißt Cholm, und wird wohl morgen früh gleich wieder ein heißes Gefecht geben, und müssen uns heute Nacht noch einen Schützengraben bauen. Liebe Eltern, wenn ich falle, so weint nicht um mich, lebet wohl bis aufs Wiedersehen.

(Schreiber fiel im Gefecht des folgenden Tages.)

Vom erzieherischen Wert des Krieges.¹⁾

Um wieder auf den persönlichen Mut zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß ich glaube, jeder, der zum ersten Mal in einer Schlacht unter Geschützdonner und Flintengeknatter steht und die Kugeln um sich pfeifen hört, wird ganz instinktiv den ehrlichen Wunsch haben, aus der Affäre heraus zu sein. Einige werden ihm nachgeben und bei der ersten Gelegenheit fliehen; einige wenige werden jenes gaudium certaminis, jene Kampfeslust fühlen, von der uns der Dichter spricht, und werden vorstürmen wollen. Die meisten aber werden sich zusammenehmen und in einem Gefühl von patriotischer Pflicht oder aus Ehrgefühl, und ermutigt durch die Gegenwart der Kameraden, nach besten Kräften standzuhalten und die Befehle ihrer Kommandeure auszuführen suchen. Auf diese Weise ergänzen moralische Momente den Mut oder ersetzen Mangel an Mut, die beide Sache des Temperamentes sind. Es ist ein durchaus natürlicher Impuls, vor einem heraufschwebenden Geschos den Kopf zu ducken. Ich habe erlebt, daß ganze Regimenter es taten und dann lachten. Nach und nach werden die Leute die Schrecknisse einer Schlacht mehr gewohnt, und ihr Verhalten im Feuer wird ruhiger und tapferer, bis schließlich ein Gefecht, wenn es nicht gerade ein besonders mörderisches ist, ihnen nichts mehr anhaben kann. Ich bin oft gefragt worden, was ich in einer Schlacht gefühlt habe. Meine Antwort war stets: Gar nichts. Das heißt, es war immer so viel zu tun und zu bedenken, daß Gefühle nicht aufkommen konnten. Das Bewußtsein per-

¹⁾ Die folgenden Ausführungen stammen aus Karl Schurz: „Lebenserrinerungen“, II. Band, 15. Kap. Das höchst wertvolle Buch ist bei Georg Reimer, Berlin, erschienen.

fönllicher Gefahr verliert sich in solchen Momenten ganz. Man denkt einfach nicht daran. Wenn man hört oder liest, daß Befehlshaber sich der Gefahr ausgefetzt haben, so haben sie es meist unbewußt getan, es sei denn, daß sie ihre Leute durch das Beispiel anfeuern wollten.

Das, was den Truppen den ersten Mut macht, ist das unbedingte, stolze Vertrauen zu ihren Anführern. Napoleon hat gesagt, ein von einem Löwen kommandirtes Heer von Schafen sei tausendmal besser als ein von einem Schaf kommandirtes Heer von Löwen. In jedem Heere sind solche Löwen und Schafe neben einander, und es hängt vom Führer ab, ob das eine oder andere die Oberhand gewinnt. Das ist auch der Grund der auffallenden Ueberlegenheit der östlichen Armee der Konföderierten unter Lee über die westlichen, von andern Generalen geführten. Viele von diesen waren tapfere und tüchtige Feldherren, vermochten aber nicht in dem Maße wie Lee, den Truppen Selbstvertrauen einzufößen. Manche Erfolge Lees beruhten auf der trotzigen Versicherung seiner Leute, daß sie unter ihm nicht geschlagen werden könnten. Bei Gettysburg wurde diese Zuversicht übertrieben und führte zur Niederlage. Ich glaube, ich kann ziemlich mit Recht sagen, daß es unsern Leuten kaum gelungen wäre, Missionary Ridge zu stürmen, wenn Lee mit seinen Soldaten oben gestanden hätte.

Dem Unionsheer sind schlimme, besonders gegen Ende des Krieges in den Südstaaten begangene Vandalismen vorgeworfen worden. Der Vorwurf wurde von Mund zu Mund getragen und in der Presse sehr übertrieben, ist aber nicht ganz grundlos. Howard beklagte sich in seinem dienstlichen Bericht über unsern Marsch von Chattanovga nach Knoxville über Räubereien und mutwilliges Zerstören von fremdem Eigentum durch einige seiner Soldaten, und das in einem meist unionstreuen Gebiet. Diese Soldaten gehörten einem Korps von Shermans Armee an, und wir folgten ihrer Marschlinie. Da habe ich selbst die Beweise gesehen: ganz ausgeräumte Häuser, ein Feld ganz weiß von Daunen aus einem aufgeschlizten Federbett, eine Wiege, die ein paar Meilen vom nächsten Hause am Wege stand. Es war augenscheinlich nur die Lust am Plündern, welche die Leute veranlaßt hatte, solche für sie nutzlose Gegenstände mitzunehmen. Als ich 1865 zu Sherman stieß, nach seinem berühmten Marsch durch Georgia, bemerkte ich, daß einige Soldaten auf silbernen Tellern ihren Speck brietten und feine Weine aus silbernen Pokalen tranken. Auf meine Frage, woher diese Sachen wären, antwortete man, aus Süd-Carolina, da lägen solche Kostbarkeiten nur so am Wege. Die Offiziere erklärten mir, beim Requirieren von Lebensmitteln in Georgia habe man den Leuten nicht so genau auf die Finger sehen können, und ferner hätten die Leute auf dem Marsche durch Süd-Carolina offenbar das Gefühl gehabt, da die Bewohner dieses Staates die ganze böse Sezession zuerst angezettelt hätten, sei es nur gerecht, wenn sie es jetzt büßten.

Sherman gab mir nach Jahren freimütig zu, daß die Notwendigkeit, in mehr oder minder systematischen Requirieren „sich vom Lande zu ernähren“, die Disziplin der Truppen arg untergraben, und daß der Groll auf Süd-Carolina, das ursprüngliche „Sezessionsloch“ bedauerliche Folgen gezeitigt hätte. „Ghe wir aus dem Staate heraus waren“, sagte er, „hatten sich die Soldaten dermaßen angewöhnt, alles auf der Marschlinie zu zerstören, daß oft das Haus, in dem ich mein Hauptquartier gehabt hatte, schon brannte, ehe ich noch ganz heraus war. Das ist nicht schön, aber leider menschlich. Nehmen Sie die besten, christlichsten, frommsten jungen Leute, bilden Sie ein Heer daraus, gehen Sie damit in Feindesland, lassen Sie die Leute sich eine Zeitlang „vom Lande nähren“ und fleißig requirieren, so werden dieselben jungen Leute sehr bald jedes Gefühl für Recht und Unrecht und alle Selbstbeherrschung verlieren trotz aller zügelnden Disziplin. So ist es immer gewesen und so wird es immer bleiben. Wenn ein gerecht denkender Mensch, der weiß, wie es im Kriege zu geht, das Verhalten meiner Truppen unter den damaligen Umständen prüft, wird er sich nicht über das wundern, was sie getan haben, sondern darüber, daß sie es nicht schlimmer getrieben haben.“

Die Aeußerungen eines Mannes wie Sherman über die Wirkung des Krieges auf die Moral der Leute können denen zur Betrachtung empfohlen werden, die so leicht hin vom Kriege als dem großen sittlichen Kulturträger reden und ausmalen, wie der Krieg im Volksherzen die edelsten Instinkte und Empfindungen der menschlichen Natur auslöst; wie er ein Volk „über die kleinliche Selbstsucht des täglichen Lebens“ hinaushebt; wie er dem Wachstum eines „niedrigen, im Staube kriechenden Materialismus“, welcher in langen Friedensperioden sich zum herrschenden Element entwickelt, Einhalt tut; wie er dem menschlichen Ehrgeiz neue erhabene Ziele steckt; wie er, kurz gesagt, ein Feuerbad ist, aus dem die von niedern Gelüsten gereinigte menschliche Gesellschaft voll frischer Kraft zum Streben nach den höchsten Idealen hervor geht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß zu Beginn des Krieges das ganze Volk großartige Beweise begeisterter und opferfreudiger Vaterlandsliebe gab, und daß die Konsolidierung der Union, die Aufhebung der Sklaverei und ein gehobenes Nationalbewußtsein die wichtigen Ergebnisse des Krieges waren. Aber der Krieg hat die begeisterte und opferfreudige Vaterlandsliebe des Volkes nicht geschaffen; sie war bereits vor dem Kriege vorhanden und hätte ohne ihn weiter existiert. Der Krieg gab dem Volke nur Gelegenheit, sie nachdrücklich und überzeugend zu offenbaren. Und was die Konsolidierung der Union, die Abschaffung der Sklaverei, die Kräftigung des Nationalbewußtseins betrifft, wären diese Dinge etwa weniger wertvoll gewesen, wenn sie ohne Krieg erlangt worden wären? Ich will damit nicht sagen, daß es unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen wäre,

sie ohne Krieg zu erringen, aber wäre es nicht für das körperliche und geistige Wohl des amerikanischen Volkes, ja, der ganzen Menschheit besser gewesen, wenn hohe Staatskunst die scheinbaren Unmöglichkeiten überwunden und einen Ausweg gefunden hätte, um ohne Krieg zum Ziele zu gelangen?

Obgleich ich meinen Abschied genommen hatte und nicht mehr im aktiven Dienst stand, konnte ich nicht umhin, zur letzten großen Parade der beiden aufzulösenden Armeen, der östlichen und der westlichen, nach Washington hinüberzufahren und meinen ehemaligen Waffengenossen noch einmal die Hand zu drücken. Meine während des Kampfes gesammelten Erfahrungen hatten mir allerdings einen tiefen Abscheu gegen den Krieg eingebläht, aber ich muß gestehen, als ich die tapferen Truppen in breiter Kolonne die Pennsylvania Avenue herabmarschieren sah, am ersten Tage die Potomac-Armee und am nächsten Shermans wettergebräunte Veteranen — die abgemagerten, hageren Leute, über deren siegesstolzen Häuptern die zerfetzten Fahnen flatterten —, da schlug mir stolz das Herz im freudigen Bewußtsein, daß auch ich zu ihnen gehört hatte. Dies Schauspiel war großartig; aber war das, was folgte, die plötzliche Auflösung dieser machtvollen Scharen, nicht noch großartiger? Sie, die ihrem Aussehen und ihrer Ueberzeugung nach der ganzen Welt hätten Trost bieten können, sah man nun, nach vierjährigem, blutigem und zerstörendem Kampfe, plötzlich dahinschmelzen, als wären sie nie gewesen. Jeder, der ein Schwert geschwungen, ein Gewehr geschultert oder eine Kanone bedient hatte, ging jetzt ruhig heim als friedlicher Bürger, an den Pflug, den Amboß, den Webstuhl, ins Bureau oder ins Kontor. Dieser plötzliche Uebergang vom Krieg zum Frieden, bei dem sich eine Million Soldaten in eine Million arbeitender Bürger verwandelte, vollzog sich ohne die geringste Störung, ja, selbst ohne Schwierigkeit. Das war eigentlich für die amerikanische Demokratie ein noch größerer Triumph als irgend ein Sieg auf dem Schlachtfelde.

Es dem anheimstellen, der recht richtet!

Wie doch die Urteile über den gegenwärtigen Weltkrieg weit auseinandergehen und die Gemüter fortwährend in Erregung bringen!

Einerseits wird dieser Krieg und überhaupt der Krieg als etwas Berechtigtes, ja Notwendiges und gleichsam Heiliges hingestellt. Im Namen des Christentums wird er gutgeheißen und verteidigt als etwas, das mit der göttlichen Weltordnung durchaus im Einklang stehe; als etwas, das immer